

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Östlichen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 23. Mai 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Bohde.

(Fortsetzung.)

Von diesen Gedanken erfüllt, überraschte es Ortmann kaum, als Walter ihn noch aussuchte und seinen Entschluß kund gab, morgen in aller Frühe sein Haus zu verlassen, ja es dünkte ihm nach Walters rücksichtslosem Absondern von der Gesellschaft für ihn das einzig Richtige. Ortmann selbst war nicht der Mann, der Schwanken und Zögern liebte. War eine Trennung Edithas von Walter nötig, dann nur sobald als möglich. Er fragte Walter daher auch nicht, wo er den Abend zugebracht habe, sondern nahm stillschweigend seine Entschuldigung entgegen, daß er Bekannte aus der Heimat getroffen und dadurch aufgehalten worden sei. Walter hat noch, den Damen seine Empfehlungen übermitteln zu wollen und schließlich um die Erlaubniß, Editha ein schriftliches Abschiedswort senden zu dürfen. Ortmann blickte ihn etwas befremdet an. Schon schwebte es ihm auf den Lippen, durch ein kurzes: „Wozu das?“ die Bitte zu beantworten, aber er besann sich. Vielleicht war es doch besser, daß Walter sich gegen Editha aussprach, daß sie selbst ein Urtheil über sein seltsames Betragen gewinne. So verbeugte er sich denn nur mit stummer Zustimmung. Kühl trennte man sich. Walter verließ den ihm vertraut gewordenen Raum nicht ohne Bewegung. Es war ein Abschied von der Vergangenheit, ein neues Leben mußte für ihn beginnen, ein einsames, in dem weder Freundschaft noch Liebe einen Platz haben sollte. — „Um so besser,“ dachte er in seinem finsternen Groll, „wer nichts mehr zu verlieren hat den kann auch kein Schmerz mehr treffen.“

Am andern Morgen bemerkten die Gäste des Ortmannschen Hauses, daß der Platz Walters am Frühstückstische leer blieb. Ortmann erklärte die plötzliche Abreise desselben mit dringenden Geschäften, die ihn zur eiligen Rückkehr nach Rom genöthigt hätten. Cornelia warf einen raschen, erstaunten Blick auf Editha, die bleicher als gewöhnlich aber doch ruhig über ihre Handarbeit sich beugte. Die unerwartete Wendung der Dinge ließ sie der lange befolgten Vorsicht vergessen. Sie zog Frau Virginia in ein intimes Gespräch und ließ geschickt dabei einfließen, daß an des jungen Grumbach plötzlicher Abreise wohl doch eine Herzensaffäre Schuld sein könne, von der man in ihrer Heimat viel gesprochen habe.

Frau Virginia, obwohl innerlich sehr befriedigt durch den Bruch eines ihr in jeder Beziehung unliebsamen Verhältnisses, spielte doch die Indignirte.

„O, ich dachte es mir gleich,“ sagte sie mit einem triumphirenden Seitenblick auf ihren Gatten, der sich großen

Zwang anthun mußte, um eine unbefangene Unterhaltung mit dem Legationsrath zu führen, „diese interessanten melancholischen Tugendhelden sind oft die unwürdigsten ihres Geschlechts.“

Cornelia lächelte ein wenig.

„Unwürdig? Der Ausdruck ist wohl zu stark, meine liebe Frau Ortmann. Etwas Wankelmuth in der Liebe, wer von den Herren und vielleicht auch Damen unserer Kreise wäre ganz frei davon zu sprechen, und welche Frau dürfte beanspruchen, die erste Liebe ihres Mannes zu sein?“

Frau Virginia biß sich auf die Lippen und schwieg. Sie hatte sich seit ihrer Verheirathung mit Ortmann daran gewöhnen müssen, zuweilen durch einige geheime Nadelstiche daran erinnert zu werden, daß sie sich eine Zeitlang durch ihr Verhalten außerhalb der Gesellschaft gestellt hatte. Der Blick, den sie Cornelia darauf zuwarf, war indessen kein ganz freundlicher. Sie hatte im grunde keine großen Sympathien für die immer ruhige, nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein ihrer unangetasteten Tugend auf sie herabsehende Frau, aber die Legationsrätthin nahm einen Rang in der Gesellschaft ein und Frau Virginia hatte deshalb alle Veranlassung, sich um ihre Freundschaft zu bewerben. Corneliens kühle Tugend warf einen deckenden Reflex auf die leidenschaftlichen Fehler der einstigen Frau von Kürnberg.

Die Berathung über die Art, wie der zweite Weihnachtsfeiertag für das Vergnügen auszunutzen sei, lenkte die Unterhaltung sehr bald in ein allgemeines und ruhigeres Fahrwasser. Ehe man indessen damit zu Ende gekommen, wurde dieselbe durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, der den Leutnant von Althoff meldete.

„Sehr gut,“ sagte Cornelia, „so kann das junge Paar uns mitberathen helfen.“

Aber nicht das junge Paar, sondern Eugen allein erschien und beim ersten Blick auf die erregten bleichen Züge des jungen Mannes erkannte man, daß nicht die Sorge um das Vergnügen ihn herführe. Der warmherzige, immer theilnahmevolle Ortmann fragte sogleich nach der jungen Frau, von der er fürchtete, daß sie etwa erkrankt sei. Eugen aber schüttelte den Kopf.

„Olga ist gesund; jedoch sind uns tiefbetäubende Nachrichten aus der Heimat zugegangen, die uns zur sofortigen Abreise bestimmen. Ich komme, um Ihnen auch im Namen meiner Frau, deren Nichterscheinen Sie entschuldigen wollen, Lebewohl zu sagen und den herzlichsten Dank für die uns erwiesene Güte und Freundschaft auszudrücken.“

Auch die Damen traten jetzt näher; Cornelia fragte besorgt, denn ihr Herz hing doch noch immer an der Heimat, was denn geschehen sei.

Traurig berichtete Eugen, daß seinen Schwiegervater ein schwerer Unfall betroffen habe. Ob infolge Ausgleitens oder eines

Schwindels habe er beim Fortgehen aus seinem Hause die erste Stufe der Treppe verfehlt und sei hinuntergestürzt. Man habe ihn besinnungslos in sein Zimmer getragen und Hildegard, die selbst sehr leidend, rufe nun die Schwester zu Hülfe, ihr in der wahrscheinlich langwierigen Pflege des Vaters beizustehen.

Alle standen bestürzt; Cornelia aber faßte die Hand ihres Gatten und flüsterte leise: „O, ich dachte es mir wohl, der Gram um Helene tödtete den armen Mann.“

Der Legationsrath schüttelte abwehrend gegen sie den Kopf und legte zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund. War er doch ein abgefagter Feind alles Geklatsches und liebte es, jede unnütze Erregung, besonders über die Angelegenheiten anderer, sich fern zu halten.

Eiditha zog sich, sobald sie es, ohne aufzufallen, thun konnte, in ihr Zimmer zurück. Trotz ihrer scheinbaren Ruhe befand sie sich in einer hohen Aufregung. Die Unglücksnachricht aus dem Grumbach'schen Hause erschütterte sie um so tiefer, als der Abschiedsbrief Walters, den sie am Morgen erhalten hatte, sie ahnen ließ, in welcher Beziehung derselbe zu dem Hause seines Onkels gestanden und welchen Vergehens er gegen den väterlichen Freund, den Beschützer seiner Jugend, sich schuldig gemacht habe. Noch einmal nahm sie das verhängnißvolle Schreiben zur Hand, und las es wieder und wieder mit brennendem Blicke durch. Es lautete:

Mein gnädiges Fräulein!

Wenn Verhältnisse, die Ihnen zu erklären ich außer Stande bin, mich auch nöthigen, gleich einem Flüchtling Ihr Haus zu verlassen und ohne Abschied von Ihnen zu scheiden, so möchte ich doch in Ihren Augen, die stets nur mit Güte und Wohlwollen auf mich blicken, nicht als ein so ganz Undankbarer erscheinen, wie Sie vermuthen dürften. Gab es in der letzten Zeit, in der mein Geist von schweren Kummernissen um eine ungewisse Zukunft niedergedrückt war, für mich einige lichtvolle Stunden, so waren es die, die Sie in Ihrer Nähe zu verweilen mir gestatten. Wie milder Sonnenschein, erwärmend und beruhigend, legte Ihre Gegenwart sich auf mein stürmisch bewegtes Gemüth. Ich lebte in der Hoffnung, wenn auch einer unsicheren; jetzt ist diese Hoffnung zerstört. Um dieser Hoffnung willen opferte ich die Vergangenheit, löste die wenigen verwandtschaftlichen Bande, die dem Verwaisten geblieben waren. Jetzt ist auch dieser Anker gewichen, mein Lebensschiff treibt hinaus ins wogende Meer. — Ich bin tief unglücklich, mein Fräulein und Unglücklichen geziemt es, sein Leid in der Stille zu tragen, mit dem Anblick desselben den Glücklichen nicht zur Last zu fallen. Ich scheid deshalb auch von Ihnen, doch mit der stillen Hoffnung, daß Sie Ihre Huld auch dem Irrenden, in seinem Lebensglück Geschickerten nicht entziehen, daß Sie ihm ein freundliches Andenken bewahren werden. In ganzer Verehrung

Ihr

Walter v. Grumbach.

Eiditha faltete den Brief wieder zusammen und trocknete eine Thräne, die in ihr Auge trat. Sie schämte sich dieser Thräne nicht, sie galt dem ersten Jugendtraum, den sie ins Grab senkte. Schweres hatte ihr schon die Kindheit gebracht, sie hatte früh gelernt, das Leben ernst zu betrachten; sie kannte den Schmerz und deshalb begegnete sie ihm mit Fassung. Dennoch gestand sie sich und jetzt erst mit vollem Bewußtsein, daß ihre ganze Neigung Walter gehöre, daß sie ihn liebe, daß sie in ihm ihr Glück gefunden hätte, wenn — ja wenn es eben anders gekommen wäre. Wer so zerstörend in sein Leben eingetreten war, jetzt ahnte sie es. Einige Neußerungen Olgas und Cornelies, auch die Briefe Antoniens führten ihre Vermuthung der Wahrheit nahe. Walter hatte die junge Braut aufgegeben, weil er für die schöne Stiefmutter derselben in Leidenschaft erglüht war. Dabei trat der theuren Erzieherin Gestalt vor ihre Seele. Sie begriff, welchen Einfluß diese auf die in den bittersten Kampf des Lebens gestürzte Frau haben mußte, auf welcher Seite für sie das allein Richtige lag, in der unbedingten

Rückkehr zur Pflicht. Helene hatte entsagt, hatte ihre Liebe besiegt; aber wie war Walter diese Entscheidung gerade hier geworden, hier in Venedig?

Noch mit dieser Erwägung beschäftigt, bemerkte sie nicht, wie die Thür sich öffnete und eine verschleierte Dame eintrat. Erst bei deren Annäherung wandte sie sich um, die Dame schlug den Schleier zurück und Eiditha flog mit einem Schrei freudiger Ueberraschung in ihre Arme.

„Antonie, meine gute Antonie!“

Es dauerte lange, ehe in die Verwirrung der Freude, des Fragens und Antwortens erst einige Klarheit kam. Antonie saß neben ihrer geliebten Schülerin auf dem Sopha, und Eiditha war es, als sei sie in die alten Zeiten versetzt, wo sie bei der sanften und weisen Beraterin ihrer Jugend immer Trost und Ermuthigung in allen großen und kleinen Leiden ihres jungen Lebens gesucht hatte. Das Gespräch lenkte sich natürlich auf Helene und Walter, von dessen plötzlicher Abreise Eiditha berichtete. Dennoch hielt das junge Mädchen eine gewisse Scheu davon ab, das Geheimniß ihres Herzens selbst dieser bewährten Freundin zu entdecken. Aber es bedurfte dessen auch nicht; Antonie las in ihren Mienen, in ihrem Erröthen bei der Nennung von Walters Namen, was die Lippen zu bekennen sich scheuten.

„Ich will nicht fragen, in welchem Verhältniß Du zu diesem Manne stehst,“ sagte sie, „jedemfalls aber, da er zu den Freunden Eures Hauses gehört, muß ich meinem lieben Kinde bekennen, daß mir dieser genaue Umgang mit ihm einige Sorge bereitet.“

Eiditha machte eine rasche Bewegung:

„O, ich weiß, ich ahne wenigstens alles!“

Antonie sah sie forschend an.

„Dann brauche ich nichts hinzuzufügen. Deine reine Seele, Dein klarer Geist wird dann am sichersten über den Werth oder Unwerth dieses Mannes entscheiden können und ich habe nicht zu fürchten, daß meine Eiditha durch ihn in ihrem Lebensglück scheitert wie die arme Hildegard.“

„Meinst Du?“ fragte Eiditha, die schon, seit sie zur Jungfrau erwachsen war, auf Antoniens Wunsch dieselbe wie eine ältere Freundin mit dem vertraulichen „Du“ anredete, „meinst Du, daß er unter allen Umständen die Treue gegen eine Braut hätte bewahren müssen, die er nicht mehr liebte, von der er fühlte, daß sie nicht zu ihm paßte?“

„Nein,“ entgegnete Antonie nach kurzem Besinnen, „die Auflösung einer Verlobung, die ja in diesem Falle auch von Hildegard, nicht von ihrem Verlobten ausging, wird nach meiner Meinung unter den obwaltenden Umständen zur Pflicht, obwohl ein Mädchen immer sehr zu beklagen ist, auf deren Jugend schon eine so bittere Erfahrung fällt. Was ich aber Herrn von Grumbach zum ernstesten Vorwurf mache, ist, daß er durch die Ehe geheiligte Rechte nicht mehr respektirte, daß er nicht das aufsteimende Gefühl der Neigung für die Frau unterdrückte, die das Eigenthum seines Oheims, seines zweiten Vaters war, vielmehr seiner Leidenschaft nachgab, Helene selbst mit hineinriß.“

Eiditha senkte den Kopf. „Du selbst schilderst mir Deine Freundin immer als schön, so hinreißend, und er so jung, leidenschaftlich und gefühlvoll, findest Du denn nicht eine Entschuldigung für ihn?“

„Nein, meine gute Eiditha,“ erwiderte Antonie hart, „für einen so krassen Egoismus, der seine Gefühle, seine Wünsche über alles in der Welt setzt, über jede Pflicht der Dankbarkeit, der Pietät, ja über die Forderungen der Religion und Moral selbst, habe ich keine Entschuldigung.“

„Und doch begleitest Du Deine Freundin, verließest sie nicht, obwohl sie doch mindestens eine gleiche Sünderin war als er,“ wandte Eiditha sanft ein.

„Ich kannte den edlen Grund von Helene's Natur und vertraute auf dieselbe. Sie hat sich selbst aus dem Nebel eingebildeter

Beiden, lockender Wünsche und Begierden emporgerungen. Sie kehrt jetzt zu ihrem Gatten zurück."

"Weiß Olga darum?" fragte Editha, der jetzt erst wieder die Unglücksbotschaft ins Gedächtniß kam, die Eugen überbracht hatte, „es würde die Arme gewiß recht beruhigen."

„Olga? Wir stehen in keiner Verbindung mit ihr, wie Du Dir wohl denken kannst. Ja, es war für Helene einer der bittersten Momente, als sie in der Markuskirche mit Euch zusammentraf, und ungekannt die Tochter, die Freundin, den Mann sehen mußte, um dessentwillen sie gleich einer Verstoßenen die Heimat verlassen hatte."

Editha machte große Augen.

„Also sie war es," nickte sie leise und vor ihrer Seele zogen jetzt noch einmal die Vorfälle am Weihnachtsabend vorüber: die Bewegung Walters beim Anblick der heiligen Barbara, der Skizze des Vaters von der ihr gleichenden schönen Fremden, in der sie zuerst die Verschleierte in der Kirche wiedererkannt hatte. O, jetzt verstand sie alles! — Dann fiel ihr aber wieder das Unglück des Präsidenten ein, von dem Antonie noch nichts zu wissen schien und sie fragte rasch:

„Habt Ihr denn schon die traurige Kunde erhalten?"

Antonie erschrak. Sie wisse nichts und Editha erzählte ihr nun, welche Nachricht Eugen vor einer Stunde gebracht hatte.

Antonie sprang auf. „Dann muß ich gleich heim, wir müssen unsere Abreise beschleunigen. Arme Helene, jetzt wird die Buße für sie kommen, die harte Buße, die sie in der Aufregung der Neue sich wünschte. Gott gebe, daß sie nicht zu schwer werde."

Editha begriff Antoniens Eile, aber sie fragte doch, ob sie nicht ihre Eltern und Cornelien sehen wolle.

Antonie schüttelte den Kopf. „Ich wollte Dich so wie so bitten, von meinem Besuche bei Dir nichts zu sagen. Ich habe mich von Deiner Jungfer zu Deinem Zimmer weisen lassen, ohne meinen Namen zu nennen. Um Helenens willen ist es besser, daß ihr Aufenthalt hier nicht bekannt wird."

Noch eine Umarmung, ein Abschiedskuß, und Editha war wieder allein. Sie trat ans Fenster, das Wetter draußen harmlos nirkte mit ihrer Stimmung. Auf den gestrigen Tag voller Sonne und lachenden Himmels war heute trübes, unfreundliches Wetter gefolgt. Einkönig klatschte der Regen an die Scheiben, das Wasser im Kanale grande floß trübe dahin, noch trauriger und verlassenener als sonst standen die einst so prächtigen, jetzt halb verfallenen und zum Theil unbewohnten Paläste da. Editha seufzte. Auch über den Glanz ihres Lebens war ein trüber Schatten gefallen; doch nicht Born, keine Anklage gegen den Mann, der ihre Neigung gewonnen hatte, während seine Liebe doch einer anderen gehörte, erfüllte ihre Seele. Welche Schuld durfte sie ihm geben? War es nicht ihre Thorheit, ihre Unerfahrenheit allein, die sie für Liebe nehmen ließ, was von ihm nur freundliches Hinneigen zu einer sympathischen Natur gewesen? Und war er nicht bewitleidenswerther als sie? Welch ein tiefes Weh sprach aus seinem Briefe, und wenn er gefehlt hatte, mußte er deshalb verworfen werden? — Er war ein Mann und die männliche Natur bedarf des Kampfes, vielleicht auch der Irrungen, um sich zum Charakter zu entwickeln. Er würde sich, würde auch das Glück noch wiederfinden, sie aber, sie mußte lernen zu entsagen, wie tausende ihrer Mitschwester. Hatte sie denn ein Vorrecht vor so vielen anderen zu beanspruchen? Weil sie reich war, eine Erbin? Jetzt war sie eine Verschmähte gleich der Ärmsten. Einen Mann wie Grumbach vermochte Reichtum nicht zu locken und diese Erkenntniß war ihr trostvoll; sie war doch nicht das Opfer der Spekulation geworden, hatte ihre jungfräuliche Liebe keinem Unwürdigen geschenkt. Ja, ihre Theilnahme sollte ihm bleiben, sie würde seiner stets gedenken, doch wie jemand, der für sich selbst nichts mehr begehrt, auf alles verzichtet hat. Auch sie schloß mit der Vergangenheit, mit den für ihre Zukunft gehegten Hoffnungen und Wünschen in dieser Stunde ab.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Peter, der Selbstmörder.

Eine Dorfgeschichte von Karl Eugen Schmidt.

Wenn man von Paris über Metz nach Mainz fährt, kommt man zwischen Kirn und Kreuznach an dem kleinen Dörfchen Martinstein vorbei. Das Dorf besteht eigentlich nur aus einer einzigen Straße, da zwischen der Nahe und dem mehrere hundert Fuß hoch steil aufsteigenden Felskoloß nicht mehr Raum vorhanden ist. Martinstein zeichnet sich durch verschiedene Vorzüge aus. Es wächst ein gutes Tröpfchen in der Umgegend, das sich allerdings mehr durch Qualität als durch Quantität auszeichnet, denn die Gegend ist hier schon zu rauh, um in mehr als einigen wenigen geschützten Lagen die Traube reifen zu lassen. Jedenfalls aber genügt das Wachsthum für die Martinsteiner, die nur wenig davon exportiren und das meiste selber trinken. Infolgedessen sind sie denn auch ein gutmüthiges, fröhliches Völkchen, das von dem Pessimismus unserer Zeit nichts weiß. Das Dörfchen ist zu klein, um wirkliche Arme zu haben, und fast alle Einwohner nennen ein Häuschen und ein Stückchen Land ihr eigen, wie dies überhaupt in jener Gegend die Regel ist.

Für die Toleranz der Martinsteiner legt der Umstand Zeugniß ab, daß in dem kleinen Kirchlein, das sich dicht an die steile Felswand anschmiegt, sowohl die Katholiken als auch die Protestanten ihren Gottesdienst abhalten ohne daß es deshalb seit Menschengebunden zu einem Disput gekommen wäre. Vor zwanzig Jahren, als ich mitunter die Sommerferien in Martinstein verlebte, imponirten mir am meisten die Pfannkuchen der Schulmeisterin, der Honig des Pfarrers und die Erzählungen der alten Leute. Diese Erzählungen handelten gewöhnlich von der Franzosenzeit, von der die alten Martinsteiner nicht genug Ruhmens machen konnten, oder aber von den Thaten des Schinderhannes, der auf seinen Streifzügen auch Martinstein mitunter zu besuchen pflegte. Der Schinderhannes stand in gutem Andenken bei den Bauersleuten, denn er spielte nur den Frachtwagen der Kaufleute und den Juden übel mit, während er die Bauern stets sehr gut behandelte, wofür ihm diese dann auch wieder Kundschafft zutrugen und ihm sonst behülflich waren. Fast noch mehr als den Schinderhannes verehrten die alten Leute aber den großen Napoleon, dessen Popularität bei den einfachen Bewohnern des linken Rheinufers ganz erstaunlich gewesen sein muß.

Die Geschichte, die ich jetzt erzählen werde, hat zwar weder mit dem Schinderhannes, noch mit Napoleon etwas zu thun, aber ich hoffe, sie wird deshalb nicht weniger unterhaltend sein. Sie lehrt, daß die Natur trotz aller gegentheiligler Behauptungen mitunter Sprünge macht. Ebenso wie es in den bestregulirten Familien zuweilen vorkommt, daß ein „ungerathener“ Sohn die althergebrachten Pfade, welche seine Vorfahren seit Generationen gewandelt sind, verläßt, um Künstler oder Schriftsteller zu werden, so kann es auch passieren, daß in einem ganzen Dorfe voll fröhlicher Optimisten plötzlich ein griesgrämiger Pessimist auftaucht und die lebensfrohen Traditionen und Gewohnheiten seiner Nachbarn über den Haufen wirft. Das war der Fall mit Peter, dem Selbstmörder.

Peter hatte den dicksten Kopf im Dorfe, und dieser Kopf leuchtete vorn im Gesichte roth und hinten im Haar gelb, weshalb Peter schon als kleiner Junge unter den Scharen gaffender Dorfkinder am meisten auffiel. Außerdem zeichnete sich der Junge dadurch aus, daß er selten mit seinen Arbeitsgenossen spielte, sondern sich gewöhnlich in irgend einen Winkel verkroch, wo er seinen dicken Kopf in die Hand nahm und angestrengt über die Geheimnisse des Lebens nachgrübelte.

Sein Lieblingsplatz war ein mit Hollunderbüschen bewachsenes Fleckchen Erde hinter der Dorfschmiede. Dieses Fleckchen war auf drei Seiten völlig eingeschlossen, indem sich zehn Schritte hinter der Dorfschmiede die steile Felswand erhob, während seitwärts die

fensterlose Wand einer Scheune jeden Einblick versperrte. Die Doßschmiede war gewöhnlich verschlossen und leer, denn der Schmied kam nur zweimal in der Woche von dem auf dem andern Ufer der Nahe, eine halbe Stunde Weges unterhalb Martinstein gelegenen Dorfe Merxheim herüber, um die in der Zwischenzeit schadhast gewordenen Geräthschaften der Bauern auszubessern. Somit war Peter völlig ungestört in seinem Winkel, dessen einzige offene Seite so dicht mit eng verschlungenem Gestrüpp bestanden war, daß ein Erwachsener sich kaum einen Durchgang zu bahnen vermocht hätte. Das Interessanteste aber in diesem Versteck war ein gegen die Felswand gelehntes, plump gearbeitetes Steinkreuz, worauf in ungefügten Lettern zu lesen stand, daß vor langen Jahren an dieser Stelle die zerschmetterten Gebeine eines abgestürzten Jungen gefunden worden seien.

Um dieses Kreuz wob die Phantasie Peters einen romantischen Sagenkranz. Vor langen Jahren hatte, wie die Martinsteiner erzählen, oben auf der Spitze des Berges ein stolzes Ritter- schloß gestanden, und Peter träumte jetzt tagelang von dem Schloß und dem jungen Grafen, der sich aus seiner Väter Burg entfernt hatte und die steile Felswand hinabgestürzt war. So kam es, daß Peter ein träumerischer und unpraktischer Bursche wurde, daß ihn niemand im Dorfe verstand und daß deshalb schwarzer Pessimismus in sein Herz einzog. Die Dorfleute nannten ihn einen Narren und hatten auch nicht unrecht damit.

Peter war bereits zum „Burschen“ herangewachsen, wie man in jener Gegend alle heiratsfähigen Junggesellen nennt, als er einen Beweis seiner Nartheit gab, der ihm den Namen eintrug welchen diese Erzählung an der Spitze trägt.

Der Pfarrer, Peter und einige andere Dorfleute saßen eines Sonntags morgens auf der Bank unter den Kastanienbäumen vor der Kirche und warteten auf die Stunde der Messe, als die blonde Lisbeth vorüberging und das Berschen vor sich hinstummte:

„Trotz Tod, komm her, ich fürcht Dich nit,
Ich werd ja wohl von Gott behüt,
Zum Sterben wie zum Leben
Muß Gott die Weisung geben.
Mag jung sein oder alt:
Ich lach des Tod's Gewalt.“

„Das sind schöne Verse,“ sagte der Pfarrer zu Lisbeth, „solche Verse sollst Du singen und nicht die bösen Sachen, die Dich die bösen Burschen lehren.“

„Aber mir scheint das Berschen, mit Ihrer Erlaubniß, Herr Pfarrer,“ sagte Peter, „Unsinn zu sein.“

„Weshalb?“

„Weil es darin heißt, man könnte nicht ohne Gottes Erlaubniß sterben.“

„Das ist die lautere Wahrheit, wie sie in der Bibel steht.“

„Das soll die Wahrheit sein? — Angenommen, daß ich mich umbringen will — daß kann ich auch ohne die Erlaubniß Gottes thun.“

„Nein, wenn Gott es nicht zugiebt, kannst Du Dich nicht umbringen.“

„Doch, — wenn es mir Spaß macht, mich aufzuhängen oder todzuschießen, so thue ich das, ohne irgend jemand um Erlaubniß zu fragen.“

„Halt den Mund, Peter, und schwage keinen Unsinn! Die Macht Gottes steht höher als alle Pistolen und alle Stricke in der Welt. Er kann alles!“

„Ja, aber ich weiß etwas, was Gott nicht kann.“

„Gott kann alles!“

„Pah! — Gott kann keinen zwei Jahre alten Ochsen in einer Sekunde machen.“

„Jawohl, das kann er!“

„Wie?“

„Da er allmächtig ist und somit alles thun kann, wie in der Bibel zu lesen ist, kann er auch das.“

Peter, der einen eigensinnigen Kopf hatte, wollte eben antworten, aber der Schulmeister läutete zur Messe, und der Pfarrer stand schnell auf und eilte in die Kirche, um sich anzukleiden. —

Peter hatte weder Vater noch Mutter und fühlte sich ziemlich verlassen in dem Hause, das er ererbt hatte und das zwar nicht sehr groß war, dem einzelnen Manne aber riesig weit vorkam. Außer dem Hause hatten ihm seine Eltern mehrere Acker, einen Weinberg und eine Wiese, einen Stall mit zwei Pferden und mehreren Kühen, sowie das ganze Haus voll Möbel und eine mäßig große eisenbeschlagene Kiste voll Thaler hinterlassen. Da aber Peter ein Narr war, so dauerte es nicht lange, bis all diese Herrlichkeiten, das alte Haus ausgenommen, in den Besitz anderer Leute übergegangen waren, und Peter saß zwischen den nackten Wänden seines Hauses und lag seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Grübeln, ob. Außerdem war ihm noch etwas Schlimmes passiert. Er hatte sich in die blonde Lisbeth verliebt und diese wollte mit dem Berschwender nichts zu thun haben.

Eines Morgens stand Peter übelgelaunt auf und hielt das folgende Selbstgespräch: „In meinem Keller ist kein Wein mehr, in der Scheune ist das Korn alle, die Thaler sind fort und zum Arbeiten habe ich, offen gestanden, keine Lust. Was soll ich da thun? Das Beste ist, ich bringe mich um. Der Herr Pfarrer behauptet zwar, es könne sich keiner ohne die Erlaubniß Gottes umbringen, aber ich will doch sehen, ob ich den lieben Gott um Erlaubniß fragen muß, um mir den Hals zu brechen. Ich springe von dem Felsen hinunter und mache all dem Elend und den höhnischen Blicken der Lisbeth, die mir nicht einmal die Hand geben will, ein Ende.“

Damit stand Peter auf und stieg den steilen Schlangenpfad zum Bergesgipfel hinauf. Das machte ihn heiß, und als er hundert Fuß hoch gekommen war, dachte er, das sei hoch genug, kletterte vorsichtig um den Berg herum, bis an die Stelle, wo die Felswand senkrecht abfiel, und sprang mit einem mächtigen Sage hinunter. Zur selben Zeit ruhte sich Lisbeth am Fuße der Felswand aus. Sie hatte Gras geschnitten für ihre beiden Geisen, und ein mächtiges Grasbündel lag neben ihr am Boden. Das war Peters Glück, denn nach einigen Wurzelbäumen durch die Luft kam er, etwas unsanft zwar, aber unter den Umständen sehr gemüthlich auf das Grasbündel Lisbeths zu sitzen. Lisbeth aber, deren Gras theils zerquetscht war, theils in der Luft herumwirbelte, schimpfte den Burschen weiblich aus, zwang ihn, ihr beim Zusammenpacken ihres Bündels zu helfen und ließ ihn stehen, nachdem er ihr das Gras auf den Kopf gehoben hatte.

Das wäre eine schöne Gelegenheit für Peter gewesen, eine heiße Liebeserklärung vom Stapel zu lassen, denn die beiden waren allein, und kein Mensch war weit und breit zu sehen. Aber da Peter von Haus aus etwas langsam von Entschlüssen war, und da ihn die Ereignisse der letzten zwei Minuten trotz seines bedeutenden Phlegmas etwas verblüfft hatten, so war Lisbeth mit ihrem Grasbündel bereits aus seinen Augen verschwunden, ehe er eigentlich wußte, was mit ihm vorgegangen war. Trübselig hinkte er nach Hause, denn er hatte sich bei seinem Sprunge den Fuß etwas verstaucht. Schlimmer aber war es, daß dieser Fall, der ihn so unvermuthet fast in die Arme der Angebeteten geworfen hatte, seine Liebe zu der Spröden noch erheblich steigerte, sodas er am Körper sowohl als auch am Herzen böß zugerichtet nach Hause kam. Außerdem fehlte es ihm an Geld.

Alles in allem stand es schlecht um ihn, und in seiner Verzweiflung überlegte er, wie er seinen Vorsatz ausführen und dem Pfarrer beweisen könne, daß er sich auch ohne Gottes Erlaubniß umbringen könnte. Das Resultat seiner Ueberlegung war, daß er oben auf dem Speicher einen Strick an einem Dachbalken festband.

Dann stellte er einen Stuhl unter den Balken und sich selbst auf den Stuhl, knüpfte in der richtigen Höhe eine Schlinge in den Strick, steckte den Kopf durch und warf mit den Füßen den Stuhl um.

Peter war ziemlich dick und wohlgenährt. Das kam bei ihm vom vielen Denken und wenigen Arbeiten. Der Strick zwar war neu und stark und konnte die Last halten, aber der Dachbalken war alt und morsch. Er brach und Peter fiel zu Boden. Zugleich fiel noch etwas mit hellem Klang. Dieser Klang brachte Peter, der ohnmächtig geworden war, wieder zu sich. Er raffte sich auf und bückte sich dann, um das aufzuraffen, was so hübsch geklungen hatte. Es waren schöne gelbe Napoleonsd'or, und Peter war nicht faul, die Stelle im Dach, von wo der Goldregen gekommen war, genauer zu untersuchen. Da fand sich ein mit goldenen Eiern wohlgefüttertes Nest, ein Versteck, das wahrscheinlich zur Franzosenzeit angelegt worden war. Peter erinnerte sich, daß sein Großvater von den Kosaken als Spion todtgeschlagen worden war. Von dem rührten wahrscheinlich die Goldfuchse her. Das machte ihm jedoch wenig Kopfzerbrechen; vielmehr weidete er sich an dem Gedanken, daß er jetzt reich sei und somit die blonde Lisbeth sein nennen könne, sobald er wolle. Hat man jemals von einer größeren Narrheit gehört? Als ob ein Haufen Goldstücke etwas mit der Frauenliebe zu thun hätte! Indessen, Peter war ein Narr und hatte sonderbare Gedanken.

Er fand auch bald, daß er sich getäuscht hatte, denn Lisbeth wollte nach wie vor nichts von ihm wissen, obgleich ihre Mutter für Peter sprach. Das hatte seine besonderen Gründe. Peter war viel zu närrisch, um zu wissen, daß man der Mutter den Hof machen muß, wenn man die Tochter heiraten will, und Lisbeths Mutter kümmerte sich nicht um Peters Goldhaufen. Aber Peter hatte in einem Buche gelesen, daß es Sitte ist oder war, der Angebeteten ein Ständchen zu bringen, und deshalb stellte er sich jeden Abend vor dem Häuschen der Wittve auf und sang Liebeslieder. Den Text dazu lieferten theilweise bekannte Volkslieder, theilweise dichtete er ihn selbst. Dieser Umstand bewog die Alte, ihrer Tochter zur Heirat mit Peter zu rathen. Sie hoffte nämlich, nach der Hochzeit werde das Singen aufhören, und sie könne wieder ruhig schlafen, ohne von Peters Stimme und dem Bellen der Hunde gestört zu werden. Aus demselben Grunde verwandten sich auch die Nachbarn für Peter.

„Aber Lisbeth,“ sagte ihre Mutter, „warum machst Du den Dualen Peters nicht ein Ende und nimmst ihn?“

„Aber Mutter,“ antwortete Lisbeth, „wie kann ich denn einen Mann heiraten, dem es jeden Augenblick einfallen kann, mich zur Wittve zu machen.“

„Vielleicht hat er die verrückte Idee aufgegeben,“ meinte die Mutter.

„Ja, aber jeden Augenblick kann sie wiederkommen,“ sagte die Tochter.

Am nächsten Abend band Lisbeths Mutter den Hund los, und als Peter zu singen anfing, öffnete sie das Hofthor. Der Hund wußte Bescheid, und obgleich Peter noch lange nicht so närrisch war, stehen zu bleiben, sondern sich schleunigst zur Flucht wandte, war er doch nicht schnell genug, um seinen dicken Körper rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Die scharfen Hundezähne bissen grimmig zu, und übel verwundet kroch Peter heimwärts.

Als Peter am nächsten Tage zu einem Büchsenhändler in Pirn kam und einen Revolver und Patronen kaufte, sah er so melancholisch aus und führte so seltsame Reden, daß der Büchsenhändler, der ihn kannte, sofort sein Vorhaben durchschaute. Deshalb gab er ihm einen Kasten voll Patronen, aus denen die Kugeln entfernt waren, und damit zog Peter wieder nach Martinstein, um sich dort den Caraus zu machen. Es war schon spät und finster, als er in Martinstein ankam, und niemand sah ihn, als er das enge Gäßchen zu seinem Hause entlang schritt. Ohne erst Licht zu machen, tastete

er sich hinauf in die Wohnstube, zog den Revolver hervor, den der Büchsenhändler vor seinen Augen hatte laden müssen, und setzte ihn an die Schläfe. Ehe er aber losdrückte, fiel ihm plötzlich ein, was denn aus seiner Seele werde, falls er Selbstmord beginge.

„Was aus meinem Körper wird,“ dachte er, „weiß ich, und damit kann ich machen, was ich will. Aber was wird aus meiner Seele? Ach, dummes Zeug, — was geht mich das an, sie ist ja garnicht mein. Der Herr Pfarrer hat es oft genug gesagt, daß die Seele Gott gehört. Meine Seele gehört Gott, und Gott kann damit machen, was er will. Jeder kann über sein Eigenthum verfügen, wie es ihm beliebt. — Eins, zwei, drei!“

Knirschend ging die Pistole los und der Kalk fiel von der Decke und den Wänden, aber Peter blieb unverletzt, abgesehen von einem dumpfen, kagenjämmerlichen Gefühl im Kopfe. Gleich nach dem Schusse aber, ehe er noch Zeit hatte, einen zweiten abzufeuern, hörte er ein Geräusch im Schlafzimmer, das ihn bewog, die Thüre zu öffnen und hineinzutreten. Er kam gerade recht, um zu sehen, wie zwei Kerle aus dem Fenster sprangen und davonliefen. Im Zimmer lag alles drunter und drüber, die Schubladen waren ausgekratzt, die Matratzen waren umgekehrt, und alles deutete an, daß hier Spitzbuben an der Arbeit gewesen waren. Der Schuß hatte sie gestört und verschreckt, und Peters Goldfuchse waren noch unberührt. Offenbar hatten die Gauner gewußt, daß Peter am Morgen nach Pirn gegangen war und gehofft, während seiner Abwesenheit den Goldschatz heben zu können.

Durch dieses Ereigniß wurde Peter wieder auf einige Zeit von seinen Selbstmordgedanken abgebracht; die Verliebtheit aber bohrte sich immer tiefer in sein Herz, und trotz des üblen Empfanges, der ihm bei seiner letzten Serenade zu theil geworden war, setzte er seine allabendlichen Singübungen vor Lisbeths Fenster fort. Darüber erboste sich die Alte, deren Schlaf ohnedies nicht mehr so fest war wie früher, täglich mehr, denn durch Peters Gesang wurden die wenigen ihr gegönnten Schlafstunden erheblich gekürzt. Sie befohl daher eines Abends ihrer Tochter, den Hund auf Peter zu hezen, in der Hoffnung, daß dies Verhalten seiner Angebeteten Peter die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen gründlich klarmachen werde. Gehorsam ihrer Mutter öffnete Lisbeth das Fenster, vor dem Peter stand, und als dieser erwartungs- und hoffnungsvoll aufschaute, flog ihm der Hund, wie aus einer Kanone geschossen, gegen den Leib. Das war eine harte Enttäuschung für unsern Helden, der sich dem holden Wahne hingegeben hatte, Lisbeth öffne das Fenster, um mit ihm zu kosen. Die Bestie aber, die ihm an den Hosen hing, kümmerte sich nicht um das, was in der Seele Peters vorging, sondern arbeitete so wüthend mit Krallen und Zahn an ihm herum, daß er im Handumdrehen zur Hälfte im paradiesischen Kostüme daftand. Als der Hund so weit mit seiner Arbeit gekommen war, erschien Lisbeth mit einem Lichte am Fenster, um zu sehen, was Peter und der Hund miteinander trieben.

Am nächsten Morgen sagte sie ihrer Mutter, sie sei jetzt entschlossen, Peter zu heiraten. Was Lisbeth wohl beim Scheine ihres Lichtes gesehen haben mag, daß ihr hartes Herz so plötzlich umgewandelt wurde? Je nun, der arme Kerl stand wehrlos da, und der Hund biß und zankte an ihm herum. Das Mitleid hat große Gewalt über die Herzen der Frauen.

Jedenfalls aber wußte Peter am folgenden Morgen nichts von der plötzlichen Sinnesänderung Lisbeths, und die schlechte Behandlung, die ihm am Abend widerfahren war, hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er wieder zu seiner fixen Idee zurückkehrte, und sich aus diesem Jammerthale zu schaffen beschloß. „Diesmal aber,“ sagte er sich, „werde ich gründlich mit mir aufräumen und dem Herrn Pfarrer beweisen, daß ich Recht habe. Ich erhänge mich an einem Baume, aber da kann das Seil zerreißen, deshalb schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf, sobald ich die Schlinge am Halse habe und sonst alles fertig ist, und für den Fall, daß auch die Pistole versagt, verschlucke ich zuerst eine Portion

Phosphor. Es wäre aber möglich, daß auch der Phosphor nicht wirkt, daß der Strick zerreißt und daß die Pistole versagt, — deshalb gehe ich hinüber auf das andere Ufer, wo die Nahe einige zwölf Fuß tief ist, und dort hänge ich mich an dem alten Erlbaum auf, dessen Aeste über das Wasser hinausreichen. Dann falle ich im schlimmsten Falle, wenn alles andere nicht wirkt, ins Wasser und ertrinke."

Man muß gestehen, daß Peters Logik gut war, und daß er entschieden zu der Klasse der „entschlossenen Selbstmörder“ zu rechnen ist. Er holte sich einen guten, neuen Strick und eine alte Pistole, die er von seinem Vater geerbt hatte, und die er selbst mit Pulver, Kugel und Zündhütchen versah, denn dem neomodischen Revolver traute er nicht mehr. Dann schnitt er von einigen hundert Streichhölzchen die Köpfe ab, weichte sie in einer Tasse mit Wasser ein und füllte die Flüssigkeit in ein Fläschchen. Mit all diesem Apparat versehen, begab er sich am Abend, als es dunkel zu werden anfangte hinüber an das jenseitige Ufer, suchte sich an der tiefsten Stelle einen passenden Baum mit starkem, niederhängendem Ast aus, band sein Seil an dem Aste fest, legte sich die Schlinge um den Hals, trank das Fläschchen aus, ließ sich von dem Aste herabfallen und feuerte die Pistole auf seine Stirn ab.

Plumps, fiel er ins Wasser. Die Kugel hatte nicht Peters Kopf, sondern das darüber befindliche Seil getroffen und durchgeschnitten. Die Wellen der Nahe machten Matsch, öffneten und schlossen sich über Peter. Ein paar Fischer aber hatten den Schuß und den Plumps gehört und ruderten herbei, um zu sehen, was es gäbe. Sie kamen gerade an, als Peter wieder auftauchte, packten ihn am Schopfe und zogen ihn in den Nachen, wo sie ihn auf den Kopf stellten und sonst allerlei Künste anwandten, um ihm das viele Wasser, das er verschluckt hatte, wieder aus dem Leibe zu pumpen. Dies gelang ihnen so gut, daß Peter nicht nur das Wasser, sondern auch alles andere, was er im Magen hatte, und darunter selbstverständlich auch das Phosphortränklein, von sich gab.

Kaum war er wieder zu sich gekommen, als Visbeth, die von dem Vorfall gehört hatte, herbeigeeilt kam, den armen Peter in ihre Arme schloß, und ihn zur wirksamen Pflege nach Hause schaffte. Einen Monat später fand die Hochzeit statt, nachdem Peter dem Pfarrer seine Ueberzeugung mitgeteilt hatte, daß niemand ohne Erlaubniß Gottes Selbstmord begehen könne, und seiner Braut geschworen hatte, nie mehr an Selbstmord zu denken. Da Peter ein Narr war, und in seinem Leben nichts als Narrheiten begangen hatte, so muß ich noch hinzufügen, daß seine Hochzeit keine Narrheit war, und daß er es nie bereute, bei seinen Selbstmordversuchen stets so schlecht gefahren zu sein. Zum Grübeln hat er außerdem jetzt keine Zeit mehr, da Visbeth scharf aufpaßt, daß die Felder und Weinberge bestellt und Keller und Speicher gefüllt sind.

(Nachdruck verboten.)

Nasse Pfingsten.

Heitere Erzählung von E. Greiner.

Eine Viertelstunde von dem Thüringer Städtchen Orbach entfernt liegt die herzogliche Domäne Gutengrund. Das auf den weiten Wirtschaftshof sich öffnende große Einfahrtsthor war heute geschlossen, denn es war erster Pfingsttag; in dem daneben befindlichen Pfortchen aber prallten soeben zwei Männer hart gegen einander.

„Oh, Bardon!“ stieß der eine, ein schwächliches blondes Herrchen, erschrocken hervor und drückte mit der hellbehaudelten Rechten den glänzenden Zylinder auf dem Kopfe wieder fest.

„Was der Tausend, Sie, Herr Affessor?“ entgegnete überrascht der andere, eine Hünnengestalt in hohen bestäubten Stiefeln, indem er ein wenig den großen Schlapphut lüftete, „etwa Frühlingbestellung auf Rabieschen gemacht?“ Und lachend steuerte er mit langen Schritten über den Hof auf den Garten zu, hinter dessen Zaun er die Hausfrau hantieren sah.

„Hoh Henker, Frau Gebatter, will der Amtmann vielleicht gar sein Testament machen, weil der,“ — er deutete dabei nach rückwärts — „auf dem Hofe gewesen?“

Die kleine runde Frau sah den Sprecher bestürzt an, der ihr kräftig die Hand schüttelte.

„Uns Himmels willen, Doktor, was sind das für Reden; mein Mann an sein Testament denken! Ich sage Ihnen, ohne das Podagra wäre der gesund wie ein Fisch im Wasser, und —“

„Doktor Hezelberger verdiente sein Jahresfizum auf Gutengrund mit Sünden,“ fiel dieser mit trockenem Humor ein, „denn der Frau Amtmann selber thut Sommer und Winter keine Ader weh, jeden andern auf dem Hofe aber kurirt sie mit den Wunderkräutern ihres Zaubergärtleins. Wie steht's, hatte sich vielleicht auch der Affessor für irgend ein Gebreite etwas bei der „klugen Frau“ holen wollen? Nun, ich rathe Ihnen, geben Sie dem Männchen ja nichts Angreifendes, — sieht nicht eben danach aus, als ob er viel vertragen könnte.“

„O, Sie Spötter!“ schalt die Frau lachend, „aus Ihnen spricht doch nur der Neid. Mein Pflaster und Kräuterbitter hat noch keinem etwas geschadet, was sich nicht von jedem Rezept, das in der Apotheke verschrieben wird, behaupten läßt. Uebrigens meine ich,“ schloß sie, den Kopf aufwerfend, „auf Gutengrund gäbe es für einen jungen Mann wohl auch noch etwas anderes zu holen, als bei Doktor und Apotheker zu haben ist.“

„Haha, pfeift der Wind daher?“ nickte Hezelberger verständnisvoll, „hab' mir's doch bald gedacht.“

„Nun, vor der Hand denken Sie sich nicht zu viel, Doktor, so weit, wie Sie vielleicht meinen, ist die Sache noch nicht, indeß, was noch nicht ist, kann ja noch werden,“ gestand die Sprecherin mit sichtlich vertriebener Miene zu. „Heute hat uns Herr von Dürstewitz nur zu dem Waldsfeste eingeladen, das der „Akademische Frohsinn“ von Orbach — Sie wissen, mein Mann ist nicht Mitglied — morgen auf dem „Forst“ abhalten will. Der Oberförster hat dazu das herzogliche Jagdhaus zur Verfügung gestellt. Es soll hoch hergehen, und jeder etwas aus seiner Küche liefern. Ich denke, ich forge für einen fastigen Schinken.“

„Sorgen Sie lieber, daß dieser Herr von Dürstewitz anderswo als auf Gutengrund Visiten macht,“ entgegnete der Doktor lakonisch und bückte sich zu einem zart gefärbten Tausendschönchen, das unter den Bewegungen eines häßlichen Käfers zitterte, der an seinem feinen Stiele hing.

„Wart' Dursche, denkst solch süßes unschuldiges Ding sei für Dich gewachsen?“ Und dabei schleuderte er das Insekt verächtlich über den Zaun.

Ein paar Augenblicke stand die Frau verblüfft, doch da lächelte sie schon wieder.

„Ich möchte wohl wissen, an wem Sie nichts auszusuchen hätten! Mir gefällt der lebenswürdige junge Mann ausnehmend. Tugendspiegel“, setzte sie hinzu und zuckte bedeutsam die vollen Schultern, „seid nun einmal Ihr Männer alle nicht. Dazu ist Herr von Dürstewitz von Adel, hat studirt und wird Karriere machen.“

„Aber Sie denken doch nicht im Ernste dran, die Visbeth, das liebe unschuldige Kind, jenem reduzierten Menschen zu verkuppeln?“ brauste der alte Hausarzt jetzt auf.

In das Gesicht der Frau stieg es heiß und roth.

„Unsere Freundschaft in Ehren, Doktor, aber solche Reden verbitte ich mir. Ich gebe mein Kind, wem ich will, und wenn der Baron heute noch um die Visbeth anhält, so bekommt er sie und dreißigtausend bare Mitgift obendrein, so wahr ich Christiane Ruffut bin!“

Hinter den Brillengläsern des Doktors wetterleuchtete es, und fausend, als wolle er sich einen unsichtbaren Feind vom Leibe wehren, piff sein schwerer Knotenstock durch die leere Luft.

„Bravo, Frau Gebatterin, das nenne ich ehrlich Farbe bekennen!“ sagte er ingrimmig. „Also weil der gesunde Sinn eines

sonst verständigen Frau plötzlich krankhafte Seitensprünge in sogenannte „höhere Sphären“ macht, soll das Lebensglück der einzigen Tochter der mütterlichen Eitelkeit geopfert werden? Ihr Diener, Frau Amtmann. Werde es Lisbeth sagen, daß sie Ihnen Hut und Handschuhe herunterbringt. Frühjahrs-sonne ist dem Teint schädlich, und Sie werden wissen, was Sie einem adeligen Schwieger- sohne schuldig sind.“

Damit küßte er den Hut und trat auf den Hof hinaus.

Drinne im Hause flog ihm auf der Treppe ein schlankes junges Mädchen entgegen.

„Ach, Herr Pate, wie gut, daß Du kommst! Bei uns ist es arg ungemüthlich. Papa hat Laune unter Null und Mama ist so — so seltsam vergnügt und spricht so viel von dem Assessor, der sich schon ein paarmal nach Pappas Befinden erkundigt hat, daß es mir ganz ängstlich wird.“

Der Doktor streichelte mit seiner großen braunen Hand zärtlich die Wange seines Patenkinde. „Lisbethchen, möcht'st denn nicht Frau von Dürstewitz und eine „gnäd'ge Frau“ werden?“

„Onkel Doktor!“ Wie vorwurfsvoll das klang.

Jener lächelte. „Also nicht? Nun, hab's mir bald gedacht, aber weshalb bist dann bange, kleine Maus?“

Die Gefragte zupfte verlegen an ihrer Schürze. „Ja siehst Du, Herr Pate — aber wirst Du auch nicht denken, daß ich ein eingebildetes dummes Ding sei? — Da hat Herr von Dürstewitz uns soeben zu einem Pfingstausflug eingeladen; wenn — wenn er bei dieser Gelegenheit mich vielleicht — etwas fragen wollte? Ach Gott, ich glaube, Mama würde furchtbar böse sein, wenn ich nein sage, und es niemals zugeben, daß ich einen anderen nähme.“

Einen Moment lang ruhten Heßelbergers Blicke forschend auf dem bekümmerten Antlitz der Sprecherin. „Freilich, freilich,“ sagte er nachdenklich, während doch der Schall aus seinen guten grauen Augen blühte, „einen andern nehmen dürftest Du nicht. Doch ich gehe nachher an der Oberförsterei vorbei, da könnte ich wohl einmal anfragen, ob ein gewisser Jemand zum Fest eingetroffen ist.“

Im Nu erschien Lisbeths liebliches Gesichtchen wie in Purpur getaucht.

„Um Himmels willen, Onkel Doktor, was fällt Dir ein! Wenn Leo dächte — ich weiß ja garnicht —“

Lächelnd weidete sich Heßelberger an der Verlegenheit seines hübschen Patenkinde: der Schlaupopf wußte genug. „Schon gut, Kleine, schon gut! Und nun nicht länger den Kopf hängen lassen! Die besten Mütter haben oft ihr kleinen Schrullen, aber deshalb wird doch alles, wie es werden soll. Doch jetzt wollen wir nach Waters Zipperlein sehen. Draußen giebt's Arbeit, da soll er nicht länger als nöthig in der Stube hocken.“ — — — — —

Nach dem frühen Gewitter, das sich noch am Nachmittage über der Gegend entladen, war ein totaler Temperaturumschlag eingetreten, und kühl und trübe schaute der Abend in das Land. Besorgt sah die Amtmännin immer wieder nach dem Barometer. Diese fatale Witterung, die schließlich das ganze morgende Vergnügen vereiteln würde, auf das sie so ganz besondere Hoffnungen gesetzt hatte. Doch je besorgter und ärgerlicher die Mutter, desto zufriedener blickte die Tochter drein. Möchte es doch morgen regnen, so viel es wollte! Unterblieb die Partie, so war ja wenigstens vorläufig eine Erklärung des Assessors nicht zu fürchten; wohl aber fand sich inzwischen Gelegenheit, einem andern zu begegnen, und was war dann nicht alles möglich! Ach, ein Herz, welches liebt, hofft ja so gern! —

Und in der That schien Lisbeth beim heiligen Petrus gut angeschrieben zu sein, denn als sie am anderen Morgen die Augen öffnete, hüllten sich Berg und Flur in dichte graue Regenschleier. Scheltend, daß auf nichts in der Welt mehr Verlaß sei, und selbst das Pfingstfest nicht halte, was man doch von rechts wegen von ihm erwarten könne, schaffte die Frau Amtmann geräuschvoll im Hause,

wobei die Mägde ihr scheu aus dem Wege gingen. Kein Wunder, wenn die übelgelaunte Frau auch mit dem kranken Fuße ihres Mannes heute so wenig schonend verfuhr, daß dieser unter den behandelnden Händen, die selbst dem galantesten Ehemann am heutigen Morgen keine „Feenhände“ gedünkt haben würden, zum Gott- erbarmen stöhnte und fluchte. Doch was wäre auf dieser Welt des Wechsels wohl von Dauer? Als gegen Mittag die Pfingstsonne es doch nicht lassen konnte, der riefenden fröstelnden Erde einen freundlichen Blick zu spenden, und dazu von des Doktors Jüngstem die Mittheilung an Lisbeth eintraf, daß wegen bereits getroffener Vorkehrungen der „Akademische Frohsinn“ trotz Regenwetters den Ausflug nicht aufgab, da begann auch Frau Christianes tief gesunkenes Stimmungsbarometer erfreulich zu steigen.

„Was soll das heißen? Warum noch nicht fertig?“ fragte sie jetzt erstaunt, als sie, gleich nach Tisch in Hut und Umhang in der Tochter Stübchen tretend, diese mit trübseeligem Gesicht in die Sofaecke gedrückt fand.

„Ach Mamachen, ich möchte doch lieber zu Hause bleiben, ich — ich habe Kopfweh!“ hat das Mädchen schüchtern und erröthete dabei über die kleine Nothlüge.

„Ei warum nicht gar,“ entschied Mama energisch, „Kopfschmerzen werden in der Luft besser, auch kannst Du ein paar Baldriantropfen nehmen. Und nun spüte Dich; es würde sich schlecht schicken, wenn wir Herrn von Dürstewitz zum Danke für seine freundliche Einladung auf uns warten ließen.“ —

Eine halbe Stunde später hatte ein flottes Wägelchen Mutter und Tochter an den Versammlungsort der soeben in fröhlichem Aufbruch begriffener Gesellschaft gebracht.

„Könnten wir nicht noch ein wenig warten?“ fragte die Amtmännin etwas verstimmt den Vorstand. „Herr Assessor von Dürstewitz, dessen Aufforderung wir gefolgt sind, scheint noch zu fehlen.“

Der Gefragte zog die Uhr. „Schon eine Viertelstunde über die Zeit, Verehrte, da dürfen wir das Empfangskomitee doch nicht länger auf uns warten lassen. Uebrigens kennt der Assessor den Weg — und wird uns sicher bald eingeholt haben.“

Frau Christiane zuckte beleidigt die Achseln. „Bleibe am Ende des Zuges,“ raunte sie der Tochter befehlend zu, „Herr von Dürstewitz hat Abhaltung und wird nachkommen.“

Es war ein lustiges Wandern durch den lichtgrünen Frühlingswald. Nur die Amtmännin allein lachte nicht wie die andern, so oft ein Baum ungalant die Tropfen von seinen Nesten und Zweigen auf die Köpfe der Vorübergehenden schüttelte. Immer wieder blieb sie stehen und spähte nach rückwärts. Gottlob, ganz da hinten kam jetzt Lisbeth mit einem Begleiter! Aber konnte denn die hohe schlanke Männergestalt der sehulich Erwartete sein? Lieber Himmel, das war ja wahrhaftig kein anderer als — als Oberförsters Kellner, nun, der hatte heute gerade noch gefehlt! Doch weshalb erschrecken, sich ärgern? Da konnte ja der neugebackene Herr Eisenbahningenieur sogleich sehen, daß des Amtmanns Einzige nicht für ihn gewachsen war!

„Herr Steuerkontrolleur,“ redete sie einen Vorübergehenden lebhaft an, „glauben Sie nicht auch, daß Herr von Dürstewitz uns im Jagdhause bereits erwartet? Solche Herren verstehen sich ja wie kein anderer auf das Arrangement einer Tafel.“

„Der Dürstewitz? Da glaub' ich weit eher, daß der daheim in die Federn gekrochen ist!“ gab jener lachend zur Antwort. „Nähle, nasse Pfingsten, das ist kein Wetter für einen, der sich vor ein bißchen Schnupfen fürchtet.“

Die kleine runde Frau glaubte nicht recht gehört zu haben: ein junger Mann, ein Kavalier, der sich zweifelsohne mit ernsten Absichten auf ein vielumworbenes Mädchen trug, der sollte sich aus Furcht vor ein bißchen Schnupfen die Gelegenheit entgehen lassen, sich die Braut zu sichern? Nimmermehr! Nur die Mißgunst, der Neid, konnten eine solche Verleumdung ersinnen. Aber kam denn Lisbeth noch immer nicht?

„Ihre Fräulein Tochter hat ihr Armband verloren, und Herr

Ingenieur Frank hilft ihr suchen!" gab ein junges Mädchen mit viel sagendem Lächeln Auskunft.

Das war zu viel für Frau Christiane.

„Ei, da soll doch gleich —“

„Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen, Gnädige? Der Weg hier ist etwas steil und schlüpfrig.“

Es war der allzeit galante Amtsgerichtsrath, des Assessors Vorgesetzter, und im Nu hatte die Befragte ihren gewaltsam aufquellenden Aerger meisterhaft zurückgedrängt. Konnte es auch eine günstigere Gelegenheit geben, sich über den erwünschten Schwiegersohn und dessen künftige Karriere unauffällig zu orientiren? Freilich, es war wenig genug und obendrein wenig Erfreuliches, was der vorsichtige alte Herr über seinen Assessor äußerte, aber würde er den jungen Mann und dessen Befähigung nicht vielleicht doch anders beurtheilen, sobald diesem zu seinem feudalen Namen der solide Hintergrund nicht fehlte, dem man ihm gottlob zu geben vermochte? Wohlstand giebt Ansehen, das wußte man ja. —

Viel zu spät für die Unruhe und Ungeduld der Amtmännin, gelangte man endlich an das Ziel der Wanderung. Wo aber war Herr von Dürstewitz, der gepriesene Arrangeur einer festlichen Tafelrunde? „Ich denke doch, ich sehe mich erst einmal nach dem Armband meiner Tochter um!“ motivirte die hart enttäuschte Frau ihre sofortige Umkehr, unaufhaltsam heimgetrieben, wo sie hoffen durfte, für des Assessors unerhörtes Ausbleiben Aufklärung vorzufinden.

Sie war noch nicht weit gegangen, als sie Lisbeth — jedoch statt des fatalen Ingenieurs mit Doktor Heßelberger — um eine Wegete biegen sah. Wie das Mädchen jetzt der Mutter entgegenflog! Wie die Augen strahlten und die Wangen glühten, und aller Kopfschmerz wie weggeweht schien!

„O, Mütterchen, denke Dir, was ich erlebt! Leo — Herr Frank — hat mir vorhin gesagt, — ach, ich bin ja zu glücklich! — daß er mich liebt und gefragt —“ Sie stockte plötzlich und wendete sich mit hilfseuchendem Blick nach ihrem Begleiter um.

„Ob sie ihn will,“ ergänzte dieser lakonisch. „Nun, ich, ihr Pate, hätte ihr nicht gerathen haben wollen, dem prächtigen Menschen einen Korb zu geben, und daß auch der Amtmann nicht nein sagt, bei dem Frank soeben um die Lisbeth wirbt, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Und nun denke ich, wir drei trollen uns stehenden Fußes heimwärts. Die dort oben amüsiren sich auch ohne uns, auf Sie aber, werthe Frau Gevatterin, wartet daheim einer, der sich sehnt, aus Ihrer Hand sein Glück zu empfangen.“

Ein komisches Bild grenzenlosester Bestürzung stand die kleine runde Frau da: Lisbeth, das schüchterne, folgsame Kind, hatte sich — war es denn denkbar? — ohne Vater und Mutter darum zu fragen, mit einem Manne versprochen, — wie hatte der Doktor soeben gesagt? Ein „prächtiger Mensch“, — und der andere, studirt und von Abel. — Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke, eine Vermuthung, die ihr alles erklärte. „Doktor,“ stieß sie hervor, und ihr Gesicht färbte sich dunkelroth, „gestehen Sie es, Sie sind es gewesen, der Herrn von Dürstewitz vor erkältesten Füßen gewarnt und ihm das Ausgehen verboten, weil Sie die Lisbeth dem anderen gönnten, ich aber, ich —“

„Ruhig, Verehrte, ruhig, derlei Gemüthsaffektionen sind nichts für Leute von Ihrer Konstitution,“ fiel jener beschwichtigend ein. „Ich aber schwöre Ihnen beim heiligen Askulap, daß Herr von Dürstewitz bis zur Stunde mich noch nicht der Ehre gewürdigt hat, mir seine isfbare Person anzuvertrauen, sondern sich vom Amtschirug behandeln läßt. So, und nun nehmen Sie versöhnt meinen Arm. Auf Gutgrund haben wir unsere kleine Hausapothek. Wirft's noch ein halbes Stündchen aushalten können, Lisbethchen? Ich habe es ja immer gesagt,“ schloß er vergnügt schmunzelnd, „es geht nirgends nährischer zu, als in der Welt. Dem einen verhasgelt es zu Pfingsten seine Petersilie, und dem andern schneit es den prächtigsten Schwiegersohn in das Haus!“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Schorprebus.

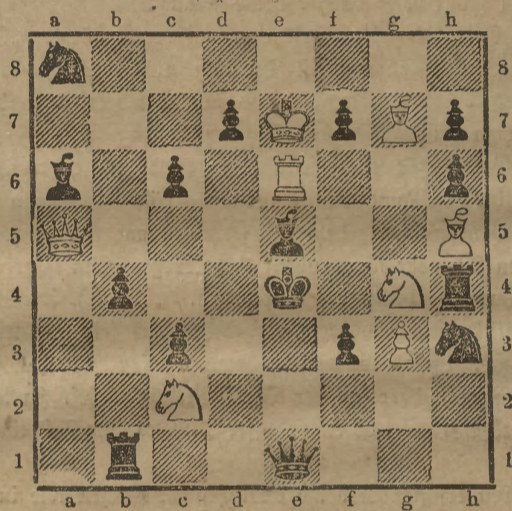


Logogriph.

Mit o ziehts von hinten,
Mit a hilfts gewinnen,
Wird gezogen, getrieben,
Auch läßt es sich schieben,
Mit e, da begründet's.
Wer findet's?

Schachaufgabe.

Von ** in Hannover.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 5. Zuge matt.

(8+16)

Auflösung des Bilderräthfels.

Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.

Auflösung des Logogriphs.

Wille, Wolle, Welle.

Auflösung des Gleichklangs.

Das Band, der Band.

Auflösung des Akrostichons.

Mais, Amsel, Ilse, Traun, Rebe, Augen, Noten, Kain, Maitrank.

Auflösung des Zifferblatträthfels.

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
M	A	N	G	E	L	B	E	G	I	R	O

Mangel — Angel — Gelb — Elbe — Beg — Giro — Rom — Roman.

Auflösung der Stataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. aD; bK, D, 9, 8, 7; dA, 10, D, 7.

M. a, b, c, dB, aA, 10, K; bA; cA; dS.

H. a9, 8, 7; b10; c10, K, D, 9, 8, 7.

Stat: dK, 9.

Spiel:

1. B. dA, dS, b10 (-21).

2. B. bK, bA, a9 (-15).

3. H. c10, aD, cA (-24).

Die andern Stiche nimmt der Spieler, aber die Gegner haben bereits 60.

Richtige Lösungen gingen ein von: Bruno Unberferth, Elisabeth Stieff, Willi Sch., Anna Müller, Emma Schwertfeger, Arthur Schendel, Leo Lesser, F. Dorf, Gertrud Tschranke, Lucie K., Fritz Baraß, Kurt und Erich Friedländer, Gotthold Kronheim, Martha Mendel, Gerda Lipowski, Stanislaus Musielewicz, Bromberg.